

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

35 (28.8.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 28. August 1938

Folge 35 / Jahrgang 1938

Die letzte Garbe

Von Hans Friedrich Blunck

Der bekannte Dichter Hans Friedrich Blunck (Wittstedt der Akademie) feiert am 3. September seinen 50. Geburtstag.

Da war einmal ein junger Bauer Hans in unserem Dorf, der lieb, so sehr ihn die anderen neckten, jedes Jahr die letzte Garbe stehen, damit die guten Gewalten ihre Tiere äßen lassen oder auch, damit die Kleinen Brot backen konnten nach Herzenslust.

Viele Jahre hielt er es so. Aber ihm selbst half es wenig; er blieb arm wie zuvor, kein Mädchen wollte in seine braune Kute einziehen. Ja, die Tochter des Fischers am See, die ihm wohl gewogen war und alles mit ihm hätte teilen mögen, durfte ihn nicht einmal ansehen, geschweige denn mit ihm tanzen. Der Fischer war neben dem armen Hans ja ein großer Herr, und seine sieben schönen Töchter, die die jungen Bauern sich holten, wollte er nur auf sieben großen Höfen wissen.

Eines Tages nun, als der erste Herbstwind über die Felder fuhr und eine hübsche Kornmuhme sich die letzte Garbe des Mannes als Kammer gewählt hatte, kam über das Feld ein sonderbar humpelnder Mann gegangen. Frod war sein Name; er sah von weitem aus wie einer der Knechte des Verlockers, hatte die Mütze tief in die Stirn gezogen, den Kragen hochgeschlagen und hinkte unter seinem schweren Rucksack, wie Hüllhorn und Dullhorn und Kattenhorn und ihre Art es wohl einmal tun. Dieser Frod war aber ein rechtlicher Gesell; er hatte unter dem guten Herrn Fro über Sommer gedient und war weit gewandert, weil es ihn verdroß, alles so sommerlich leicht zu haben. Jetzt wollte er in der Nähe der Garbe warten und hoffte, daß vielleicht des Wohljägers Pferd vorüberkäme, so daß er neues Handgeld nehmen könnte.

Als Frod nun die Aehren besah, merkte er, daß da schon ein kleiner Gast einwohnte, und weil er ein Zauberpieler und ein Schelm war, blies er Kornmutter und Garbe in eines zusammen und bewirkte so, daß der kleine Geist leibhaftig wurde und leibhaftig bleiben mußte.

Frod hat sich aber, als er sein Kunststück fertig hatte, selbst in die hübsche Braut aus den Aehren vergafft. Er hat darüber alle guten Vorsätze, den neuen Dienst beim Wohljäger und sogar die Zeit unter Herrn Fro vergeffen und hat nur noch daran gedacht, wie er für immer mit dieser schönen Kornfrau zusammenleben könnte.

Das war nun keine leichte Sache. Die beiden mußten nämlich, wollten sie das rechte Glück finden, vorerst einmal unter die Menschen gehen; sie und ihresgleichen leben in einer anderen Sphäre, die nur wie ein Gleichnis der unserigen ist. Ja, wenn es ihm auf echte beständige Liebe ankam, mußte Frod sich ein verliebtes Paar unter den Erdischen suchen, dem er nachleben konnte. Aber alle guten Leute im Dorf hatten, auch wenn sie es nicht wußten, längst ein verliebtes Paar von den „Anderen“ um sich zu Gaß; der Fremde sah es traurig und forscht vergeblich von Hof zu Hof.

Als er nun so gar nichts Rechtes gefunden hatte, kam er am Ende zu dem armen Bauer zurück, auf dessen Feld er der Kornmutter begegnet war, und hielt um Arbeit an. Er blieb auch zum Abend zu Gaß, obgleich der Mann sagte, er habe nicht so viel Geld, um Knechte zu dingen.

Ob er denn alles mit seiner Frau zusammen bestellte? Ach, seufzte der Bauer, eine Frau habe er noch nicht. Während er mit Frod sein Abendbrot teilte, sprachen sie weiter von diesem und dem, daß der Fischer am See zwar sieben Töchter habe, daß er aber auch die siebente, obgleich der Bursche sie gern genommen hätte, nur an große Herren geben wollte.

Frod witterte, daß er hier eine gute Gelegenheit hatte, er läme wohl sonst nimmermehr und nirgendwo zu Unterschlupf und Hochzeit. Er ging also zu seinem Bräutlein, erzählte ihm von allem, und die beiden machten sich einen Plan. Mit sinkender Sonne suchte der Mann wie von ungefähr das Fischerhaus, hielt sich eine Weile in der Nähe und sah dem Mädchen zu, von dem der Bauer gesprochen hatte. Und weil es ihm gefiel, ließ er es einschummern, stahl die schlafende und trug sie dem Bauern ins Haus. Als der spät abends von der Arbeit kam und seine Viehste auf der Ofenbank fand, war er so glücklich erschrocken, er wagte nicht, sie zu wecken, und blieb, die Mütze in der Hand, voller Andacht vor ihr liegen.



Aufnahme: A. Tölle (Rondophot.)

Frod und Braut, die ihm heimlich zusahen und vielleicht gehofft hatten, schon die Hochzeit ansagen zu hören, raunten über die Frömmigkeit des armen Jungen vor der Fischertochter. Sie sahen ihm eine Weile zu und überlegten, was sie wohl tun müßten, um die lange Andacht abzukürzen. Frod wollte das Mädchen wecken, die Kornfrau aber hielt ihn zurück, sie meinte, die Dirn könnte vor Scham entspringen.

Weil sie aber auch ungeduldig war und ein Ende machen wollte, faßte sie einen anderen Plan. Sie mußerte die Schlummernde, nahm ihre Tracht und Gestalt an, ging zum See hinab und zeigte sich, als sei sie die Tochter, dem geizigen Fischer. Der schalt ja schon, als sie kam und fragte, wo sie so lange gesteckt habe.

„Bei Bauer Hans“, sagte die Dirn. Da blieb der Vater offenen Mundes stehen, er hatte ihr doch bei allen Strafen verboten, dem armen Schlunder zu begegnen.

Sie solle zu Bett gehen, er wolle darüber nachdenken, was er mit ihr beginnen werde, drohte der Vater.

Da könne er lange nachdenken, antwortete die sonderbare Tochter, und wenn er sie wieder einmal vermisse, solle er sie nur auf dem Steinfeld oben auf dem Berg suchen, gerade da, wo ihres Viehsteins Kute stünde.

Nun, der Fischer wollte gerade mit Reusenstangen zum See gehen und Kalneke auslegen; als er solche Antwort erhielt, ließ er, zwei Prängel in beiden Händen, auf die Tochter zu. Aber die lachte nur, huschte leichtfüßig vor ihm her und war doppelt so rasch als der Vater. Wenn immer er nach

ihre Schlägen zu können meinte, ließ er ins Meer und geriet darüber in solchen Zorn, daß er alles Fischen vergaß, nur der Flüchtigen folgte und immer wild vor sich hin suchte. Die Leute wunderten sich sehr über ihn, er war ja der einzige, der die Kornmuhme sah.

Je näher er dabei dem Ader des armen Bauern kam, um so verheerter ward ihm zumute. Vögel saßen in allen Bäumen; sie warteten neugierig, was aus Herrn Frods Knecht und der schönen Kornmutter würde, sie wollten sich vielleicht selbst danach richten. Der Dachs und sein Weib liefen dem Zornigen schier über die Füße, so verliebt waren sie ineinander, und die Hirche bliesen ihren Ruf von den Feldern, daß ihr Atem dampfte. Viel tausend kleine Wesen jagten hin und her, und überall lachte es und lachte über den tobenden Mann.

Der Fischer kam sich zuletzt selbst dumm und töricht vor. Denn als er zur ersten Höhe gelangte, über die man zu des armen Bauern Steinlamp aufstieg, war alles Feld reich bestellt; ihm schien, er dürfe gar nicht viel einwenden gegen solchen Tochtermann. Und als die Kornfrau ihn oben auf den Hügel gelockt hatte, wo vordem doch nur eine arme Hütte und viele Felsen gelegen hatten, sah er einen großen Hof und fruchtbare Felder weit hin. Das kam aber davon, daß die schöne Muhme ihm eingab, in zukünftige Zeit zu blicken; sie wollte ja nicht, daß er seiner Tochter Böses antäte, fände er sie beim Bauern Hans auf der Ofenbank.

Als der Fischer dann halb zornig ans Haus klopfte, sah er sich in einer großen Halle und wurde zu Tisch geladen. Und weil viele vornehme Gäste warteten, wagte er nicht mehr zu scheitern, war vielmehr einverstanden, als er den Bauern Hans und seine Tochter beieinander traf — beinahe war er stolz auf den Hof, er schien ihm der Beste von allen, in die seine sieben Töchter eingehiratet hatten.

Was soll ich noch erzählen? Andern Tags, als der Mann wieder nächtern war, konnte er nicht Aufgebot, nicht Hochzeit ablagen, er hatte schon zuviel versprochen. Ihn dünkte es auch nicht mehr so arg mit dem Schwiegersohn. Und er hat recht behalten; denn Frod und die Kornfrau, die nach des Bauern Hochzeit unterm Hügel einzogen, haben dafür gesorgt, daß alles so wurde, wie es der Fischer bei seiner Verfolgung gesehen hatte. Auch sie fanden ja erst das Glück, je frohlicher die Leute auf Hof und Hügel aufwachsen.

Die Garben läßt der Bauer immer noch im Herbst auf dem Feld. Wenn er auch nicht genau weiß, wie sich alles zugetragen hat, meint er doch, es sei gut, daran festzuhalten. Glück häßt's ihm gebracht!

Mütterlich' Brot

Von Bauerdichter Wilhelm Trunk

Durch die Aehrenfelder leise,
wandert eine Mutter fort.
Eine wunderbare Weise
wandert mit von Ort zu Ort.

Korn und Klee an allen Rainen
lauschen tief und innerlich.
Wilde Rosen in den Hainen
blühen auf und beugen sich.

Manchmal hebt sie ihre Hände
ohne Makel, ohne Dorn,
und gesegnet ohne Ende,
ist das Brot in jedem Korn.

Wo die letzten Felder wiegen,
hält sie ihren leisen Schritt.
Da ist Gott herabgestiegen,
und er segnet lächelnd mit.

Auslandsdeutsche

Jugend

erzählt

Zukunftsfroh stehen sie ein für das Deutschtum in Südwest!

Auch in diesem Jahr werden 400 auslandsdeutsche Jungen und Mädchen in einem Zeltlager im Rosensteinpark an der Reichstagung der Auslandsdeutschen teilnehmen. Am 1. September findet in ihrem Rahmen der „Tag der deutschen Jugend“ statt, an dem in einer Großkundgebung Reichsjugendführer Baldur von Schirach zu der Jugend sprechen wird. In diesem Zusammenhang bringen wir einen Bericht aus einem Lager der „Landmannschaft Südwest“, der Jugend Südwest-Afrikas.

Zwischen den Häusern der Sportschule am Waldbrand herrscht ein ununterbrochenes, fröhliches Ginz und Ger. Mit jedem, aus allen

WDM. erleben zu dürfen. „Es ist von so unendlich viel Wert für uns. Auch unsere Lager und der Zusammenhalt, der hier zwi-



Genau wie in Deutschland tummeln sich die Kinder der deutschen Farmer in Brasilien auf dem Schulhof, nur breiten sich tropische Palmen über ihnen aus

wurde die zweite Heimat im schönsten Sinne des Wortes.

Und um für diese zweite Heimat als deutsche Frauen zu leben — wie einst ihre Mütter — sind sie jetzt in der andern Heimat, der alten. In wenigen Jahren wollen und müssen sie hier Schaffenskraft, Können und Erfahrung sammeln. Mit offenen Augen müssen sie alles erfassen und aufnehmen — um einst dem Deutschtum Südwests dienen zu können.

Als Sekretärinnen arbeiten sie in Industriebetrieben, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern werden sie. Und es ist nicht selten, daß sie mehrere Ausbildungen „mitnehmen“. Die technische Assistentin macht außerdem eine Schweißernausbildung durch, um dem deutschen Arzt draußen eine vielseitige Hilfskraft zu sein. Eine andere hat das Abitur, die Handelshochschule und will nun auf ihren Dr. rer. pol. hinstudieren. Die Kindergärtnerin verläßt schon halb — nach dreijähriger Ausbildung — Deutschland, um drüben eine Stelle anzutreten. Und die junge Journalistin denkt daran, wie sie später an einer der deutschen Zeitungen drüben schaffen will.

In seiner SS-Uniform kommt eben der Jüngste von allen durchs Tor getrotzt. Biersech Jahre alt. Seit Jahren schon in Deutschland auf einer Schule in Weingarten bei Karlsruhe. Sein erster Weg führt ins Sekretariat des Lagers. „Hat meine Schwester sich angemeldet? Sind meine Brüder schon da?“ Alle vier Kinder sind in Deutschland. In den Lagern der Landmannschaft treffen sie sich ab und zu. Der Vater ist Arbeiter in Lüderichsbuch. In den Kupferminen. Was er werden will? Er schlägt die Arme unter und steckt die Nase energisch in die Luft. Erst hat er Schlachter lernen wollen. „Aber mein Vater hat mir abgeraten. Maschinenschlosser ist besser für uns da drüben. Kommt man weiter mit. Aber vorher will ich noch mein Landjahr machen. Das kann man bei uns auf jeden Fall brauchen!“

H-Mann und Farmertraum

Der Lagerführer — jung und energisch, H-Uniform, Standarte „Deutschland“. In

der Hand das unentbehrliche schwarze An-schreibebuch. „Hüte mal einer diese Halbwildchen hier!“ — lacht der ehemalige Farmerssohn. Seine Eltern leben jetzt in Freiburg und haben eine Gastwirtschaft. Seit 1928 sind sie alle in Deutschland. Er selber hat das Bäcker-gewerbe erlernt. Dann ist er arbeitslos geworden. Er ist zur Standarte „Deutschland“ gekommen. Im Oktober ist seine Dienstzeit beendet. Und dann? „Nach Afrika zurück!“

dann wird man sich zuerst eine Farm pachten. Später kann man dann vielleicht eine kaufen — eine eigene Farm!

Bis eine Stelle in der deutschen Oberrealschule in Windhof frei wird, ist er als Erziehlicher in einer der großen nationalpolitischen Anstalten. Früher einmal hat er selber die Schulbank von Windhof gedrückt. Wer von ihnen ist nicht darauf herumgerutscht? Es ist die große deutsche Schule in Südwest. Fünfzehn Lehrer sind dort. Meist jüngere. Er — Farmerssohn aus der Nähe von Karibib — wird aber einer der zwei ersten Lehrkräfte sein, die „geborene Südwestler“ sind.

„Unsere Väter sind noch als Farmer und Schutztruppel hinausgezogen. Was brauchte man Lehrer? Es waren ja noch kaum Kinder da. Erst wir, von der zweiten Generation, beginnen andere Berufe zu wahlen.“

Lehrer in Südwest! Das junge, gestraffte Gesicht unter der braunen Haut leuchtet. „Das ist etwas! Da hat man Aufgaben, die weit über das Lehrer-Sein im hiesigen Sinne hinausgehen. Der Lehrer drüben ist der Vertreter Deutschlands. Man darf nie schlagen, muß immer auf seinem Posten stehen. Organisationsarbeiten gibt es zu bewältigen. Die verschiedensten, schwierigen Aufgaben gibt es zu lösen. Aber — ich bin des Tages so froh, an dem ich wieder in Südwest an Land gehen werde!“

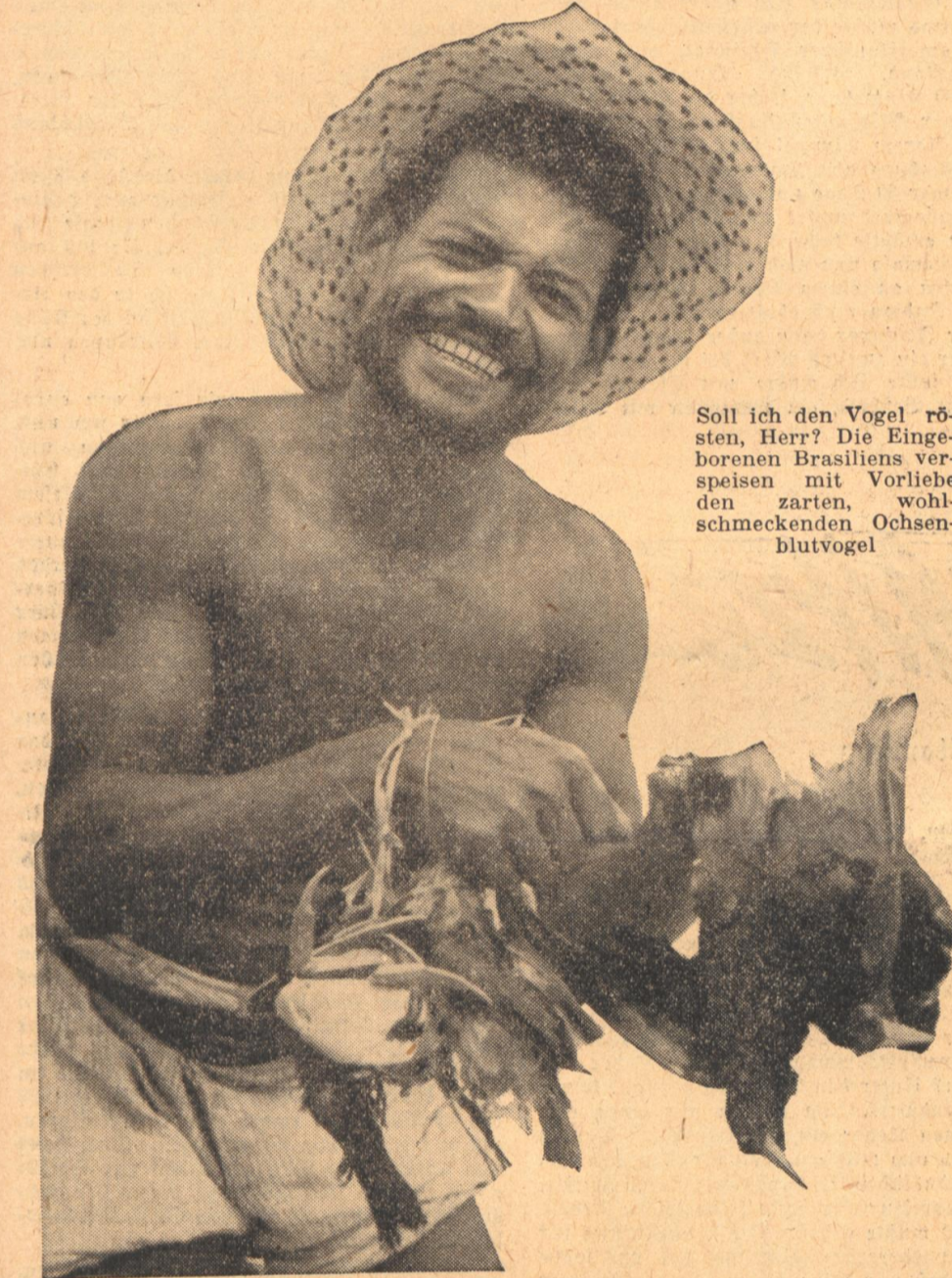
Da stehen sie alle. Der junge Arzt, der davon träumt, einstmals im eigenen kleinen Flugzeug auf die entlegenen Farmen zu fliegen, auf denen man seiner Hilfe bedarf. Der Architekt, der gerade in diesen Jahren in der alten Heimat eine Lehrzeit erlebt, wie sie ihm reicher an Eindrücken nicht geboten werden kann. Der junge Farmerssohn, der in drei Wochen hinausfährt auf die riesige Farm seiner Eltern, die einst die seine werden wird. In der Schlosserlehre ist er hier in Deutschland gewesen, Maschinenbau hat er gelernt, landwirtschaftliche Kurse hat er mitgemacht. Und so gerüstet zieht er wieder hinaus...

Die andern beneiden ihn um das nahe Ziel „Südwest“. Für sie liegt es noch ferner. Aber der Tag wird kommen, an dem auch sie wieder draußen stehen werden — in der geliebten Heimat „Südwest“. Eva Maria Merck.



Durch Urwald und Steppe trägt der kleine brasilianische Schimmel die deutsche Farmerfrau. Wenn er stutzt, weiß sie, daß Gefahr hinter Palmen lauert

Farmer werden, wie der Vater es einst gewesen ist. Wenn die Sehnsucht nach Südwest einmal im Blute liegt, der kann nicht anders. Vorerst muß er natürlich von vorne anfangen. Lernen — auf einer Farm draußen. Und



Soll ich den Vogel rösten, Herr? Die Eingeborenen Brasiliens verspeisen mit Vorliebe den zarten, wohl-schmeckenden Ochsen-blutvogel

Nichtungen Deutschlands eintreffenden Zutauchen neue Gesichter da oben auf. Stürmische Wiedersehen werden gefeiert. Ein Vater — eben aus Afrika eingetroffen — taucht unerwartet auf. Geschwister, die an verschiedenen Enden Deutschlands Schulen besuchen, setzen sich hier nach einem Jahr einmal wieder. Ein Jahr ist lang. Und die Reise von einer Himmelsrichtung zur andern ist weit. In Deutschland wenigstens. In Afrika rechnet man von vornherein mit andern Zeiten und Raumverhältnissen. Was bedeutet da ein Jahr? Das reicht gerade zu einer „Stippvisite“ in Deutschland. Und die Eltern drüben in Südwest müssen sich oft vier, fünf und mehr Jahre von ihren Kindern trennen, die jenseits der Meere in der alten Heimat lernen und schaffen — das bedeutet Zeit und Entfernung in Afrika.

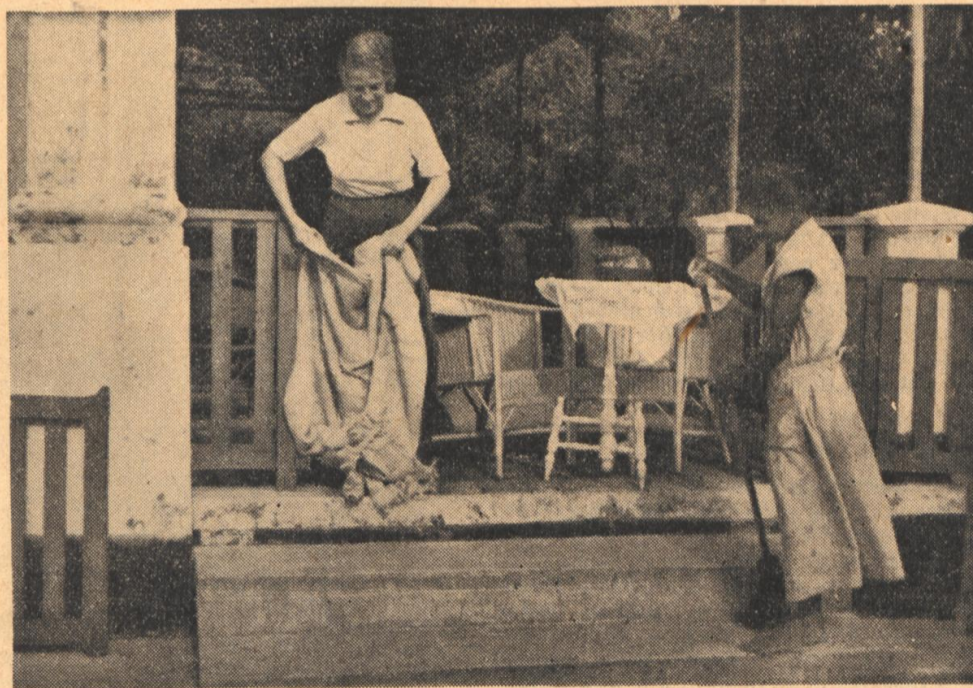
Die Mädchen aus dem „Bockkraal“

Jedes Zimmer hat seinen afrikanischen Namen. „Bocki“ soll so etwas wie kleines Kämmchen heißen. Aber die Bewohnerinnen besagter Behausung und der Nachbarkraals sind keineswegs klein, hilflos oder zartbesaitet. Afrikanische Farmersstöchter — deutsche Arbeitsmädchen. Blond und sonnegebräunt. Mit festen Händen, die zapaden können; mit kräftigen Körpern, die auf Pferdeböden herangewachsen sind. Großmütter und Mütter haben an der Seite ihrer Männer ein Land kolonialisieren helfen. Sind mit Mauerkelle und Gewehr umgegangen. Unermüdet sind sie gewesen, treue Kampfesameraden. Diese Kraft heckt noch heute in ihren Entfesselten und Töchtern — ungebrochen. In den hell-äugigen, hellhaarigen deutschen Mädchen aus Windhof, Swatopmund, Karibib, Walvischbay und den Farmen im weiten Umkreis.

Deutschland? Es ist wunderbar, es heute erleben zu dürfen, hier lernen zu dürfen, die Kameradschaft des Arbeitsdienstes oder des

sehen uns entsteht. Ich freue mich schon darauf, wenn wir uns später da draußen irgendwo begegnen und uns anreden werden: Weißt du noch, als wir uns damals in Deutschland trafen? — Erinnerungen werden das für uns sein — unser ganzes Leben lang, wenn wir wieder draußen sind.“

So spricht eine für alle. Und bei dem „wenn wir wieder draußen sind“ leuchten ihre Augen tiefer. „Südwest“ — die Eltern sind drüben geboren oder jung hinausgezogen. Sie selber sind alle dort zur Welt gekommen. Es



Die Hausfrau muß selbst mit Hand anlegen trotz tropischer Hitze. Denn selbst vier schwarze Dienerinnen schaffen kaum so viel wie eine einzige europäische Hausgehilfin.



Im Tabakland Guatemala. Deutsche Aufseher prüfen die von Eingeborenen herbeigeschleppten Kisten auf ihre Güte und Richtigkeit
Aufnahmen: Edith Boeck (4) Bittner (1)

Im brasilianischen Urwald

Hans Weber, der baumlange Siedler aus dem brasilianischen Urwald, gibt auf unsere Bitte hin ein Bild von seiner Ausreise und seinen Anfängen in Brasilien.

„Denken Sie, als ich vor vielen Jahren nach Brasilien auswanderte, lernte ich auf der Ueberfahrt das spanische Wörterbuch halb auswendig. Bis ich kurz vor Rio erfuhr, daß in diesem Land Portugiesisch gesprochen wird. Ich fing also einen Tag vor Anfuhr des Schiffes mit dem Erlernen der Landessprache an. Als ich mich kurz nach meiner Anfuhr im Staate Santa Catharina auf einer Farm ausstelt, traf dort zwei kleine Mädchen aus der Siedlung Angelina ein. Während ich selbst noch das portugiesische Wörterbuch in der Tasche trug, wunderten sich diese Mädchen, daß einige Menschen in ihrer Farm Portugiesisch sprachen. Da ihre Eltern nämlich aus Pommern stammten und nur Pommern in der Gegend wohnten, hegten diese Mädchen die Meinung, daß sie sich in Pommern und somit in Deutschland befänden.“

Ein Wald wird gerodet

Wald sollte für mich die Siedlerarbeit beginnen. Davon macht sich der Europäer nur eine unvollkommene Vorstellung. Noch auf dem Schiff erzählte ein Berliner, der ebenfalls Siedeln wollte: „Ich soof mir 'n Traktor mit Stahlreif, lege die Schlinge um einen Wipfel, fahr an, und, ruck zuck, liegt der Urwaldriebe auf die Nase wie'n geknicktes Strohhalms.“ Der Schöpfer dieses Ausspruchs wird sich nachher gewundert haben! Wenn nämlich ein Neufiedler aufkommt, so erhält er meist ein Stück Land zugewiesen, auf dem noch Urwald steht. Das Roden ist eine ungewöhnlich harte Arbeit. Im dichten Wald, fast ohne frische Luft, bei drückender und feuchter Hitze, von unzähligen Insekten geplagt, immer gefährdet durch den Biss giftiger Schlangen, Skorpione und anderer Kleintiere — da wird das Baumfällen dem Neufiedler, der diese Arbeit nicht gewohnt ist, schier unerträglich.

Haus aus Palmenstämmen

Das erste Haus, das auf der Siedlung entsteht, weist gewöhnlich nur einen oder zwei Räume und eine überdachte, aber offene Kochstelle auf. Es wird aus leichten Palmenstämmen erbaut, zuweilen mit Lehm abgedichtet, läßt aber neben Wind und Regen auch alle Kleintiere aus Wald und Feld herein. Jahre schwerer Arbeit vergingen, bis ich soweit vorgeschritten war, daß ich das Land abgeben konnte und an ein Haus mit etwas mehr „Luxus“ denken konnte: das Haus aus Brettern nämlich mit Fenstern und Türen. Fenster natürlich ohne Glas, nur mit Holzläden.

Nach geraumer Zeit gemann ich für mich selbst aus meinem Boden die notwendigen Lebensmittel. Reis und Bohnen mit Trockenfleisch hatten mir bis dahin als einzige Nahrung gedient. Nun gab es bereits selbstgepflanzte Gemüse — soweit es nicht Ameisen und sonstige Schädlinge abfrachten. Brot stellte ich aus Weizenmehl her. An Butter durfte ich gar nicht denken, denn bei uns

Siedlern herrschte wirkliche Butterknappheit! Auch Obst fand mir erst zur Verfügung, als die ersten Apfelsinenbäume herangewachsen waren.

Tagaus, tagein, ohne Rücksicht auf den Jahreswechsel war ich mit meinen Helfern auf den Weiden. Eine winterliche Ruhepause konnte ich nicht. Wenn ich nicht immer wieder gejätet hätte, wären meine Anpflanzungen im wildwuchernden Unkraut erstickt. Während der ganzen Zeit wurde meine Gesundheit durch Klima, Schlangen und giftige Insekten bedroht. Aber auch heimtückische Krankheiten konnten mich täglich überfallen. Sie kennen die Malaria. Daneben gibt es die Amöbenruhr, Klimawunden und Würmer aller Art. Insekten, die schlimmer als Malaria sind, schwirren überall in der Luft, fernher kleine Stechfliegen, deren Stiche tagelang quälend jucken, und Fliegen, die ihre Eier in das menschliche Fleisch legen.

Fern vom Land der Ahnen

Aber schlimmer als die schwere Arbeit und schlimmer als Krankheiten war für mich stets die seelische Einsamkeit und der Zwang, auf die bescheidensten Lebenswünsche und Annehmlichkeiten verzichten zu müssen. Die lebendige Verbindung mit anderen Deutschen fehlte. Der Nachbar wohnte Kilometerweit entfernt. Durch ein gleich schmerzliches Besondere fand er sich in ähnlicher körperlicher und seelischer Verfassung. Häufig fehlte mir jede Anregung. Auf einen Rundfunk mußten wir verzichten, da wir bei Dunkelheit zu Bett gingen. Eine Petroleumlampe stellte in den ersten Jahren einen unerwünschten Luxus dar.

Ich kann immer wieder betonen, daß sich der Deutsche in der Heimat von den Mäh-

Deutsche aller Welt

aus

treffen sich in diesen Tagen auf der großen Reichstagung der Auslandsdeutschen in Stuttgart vom 26. August bis 4. September. Wir wollen aus diesem Anlaß in einer Reihe von lebendigen Erlebnisberichten unseren Lesern einmal einen Einblick geben in das Leben dieser Männer und Frauen, die fern der Heimat für Deutschland leben und arbeiten.

fallen keine Vorstellungen machen kann, auf die sich die Neufiedler gefast machen müssen. Wir Deutsche drücken tragen eine ewig ungebilligte Sehnsucht nach der Heimat mit uns. Aber da wir nun draußen auf schwerste Weise eine eigene Scholle errungen haben, müssen wir das Leben draußen weiter durchhalten. Was wir deutschen Siedler im südamerikanischen Urwald fühlen, das sprach einmal eine tüchtige schwäbische Siedlerfrau von einer benachbarten Farm treffend aus: „Wir meiste gerne wieder nach Haus, aber unser Land müßte mir ebe mitnehme lenne!“

Kaffeeplanzer in GUATEMALA

„Sind Sie Herr Brehm aus Guatemala?“ „Ja, der bin ich. Doch mit Guatemala stimmt es nicht ganz. Ich bin für immer nach Deutschland zurückgekehrt.“ Michael Brehm ist der deutsche Kaufmann im Auslande par excellence: große, schlanke Gestalt, offenes Gesicht mit ungemein lebendigen Augen. Was er erlebt hat, ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er spricht ruhig und bedacht. Der spanische Akzent läßt sich nicht verleugnen.

„Sie waren lange draußen?“ „Michael Brehm erzählt von seiner kaufmännischen Lehrzeit nach dem Kriege. Die Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland verschlechterten sich von Tag zu Tag. Währenddessen trafen allmonatlich Briefe von Verwandten aus Amerika ein, die das Farmerleben in schillernden Farben priesen. Die Sehnsucht des jungen Deutschen aus dem Harz wurde immer größer. Michael Brehm lernte einen Hamburger Kaufmann kennen, der in Guatemala Kaffeeplantagen besaß, für die er einen Lehrling suchte. Guatemala? Ein unbekanntes Land. Der Atlas mußte den ersten Aufschluß geben. Mittelamerikanischer Freistaat, vulkanisches Gebirgsland, 109.724 Quadratkilometer, 2.454.000 Einwohner. Ueber die Hälfte davon Indianer. Wichtigste Anbaufrucht: Kaffee.“

Bei klarem Himmel fuhr Michael Brehm von Hamburg ab. Das etwas altertümliche Schiff war 30 Tage unterwegs, eine für heutige Passagierdampfer unmöglich lange Zeit. Brehm erzählte lachend, wie er nach Anfuhr in Guatemala und nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt an einem kleinen Bahnhof von einem Indianer abgeholt wurde.

„Der Indianer hatte außer seinem eigenen Reittier ein zweites Pferd bei sich, das ich bestiegen sollte. Ich wußte mit Pferden nicht allzugut Bescheid, am wenigsten mit mittel-

amerikanischen, von denen ich annahm, daß sie noch wild seien. Ich vertraute auf mein Glück und bestieg den Rücken des Tieres, um dem Indianer zu folgen. Der Weg war schlecht, und das Pferd hatte mit meiner mangelnden Reife kein Erbarmen. Mit einem Male lag ich auf der Erde. Da meinte der Indianer lachend — soweit ich seine spanischen Brocken verstand — wer bei seiner Anfuhr vom Pferde falle, der bleibe bestimmt lange im Land. Und der Indianer hat recht behalten.“

Es begannen für Brehm nun arbeitsreiche Monate, in denen er bald zum Verwalter aufstieg. Er übernahm eine neuerrichtete Pflanzung, auf der tausend Menschen Arbeit fanden. Und auch in seiner Freizeit rastete der junge Deutsche nicht. Als selbstmademan legte er Wege an, die vom Gute aus in alle Richtungen führten. Er erreichte es, daß er die Strecke zum Bahnhof, für die er einst zu Pferde sechs Stunden benötigte, nun mit dem Wagen in einer guten Stunde zurücklegen konnte. Brehm erzählt weiter: „Wir waren auf dem Gute die einzigen Deutschen weit und breit. Es ist manchmal ein verdammt schweres Dasein — ganz allein im fernen Lande, nur unter Guatemaltecos und Indianern, nur mit dem Radioapparat und der Kurzwellen, die Abend für Abend aus Deutschland tuft.“

Einige Abwechslung brachte die Jagd. Man wird in der Wildnis unfehlbar zum passionierten Jäger. Mit Hund und Jagdgewehr prächtige amerikanische Hirsche, die bis auf das kleinere Geweih unseren Damhirschen entsprechen. Daneben erlegte ich in den Urwäldern, die sich unendlich weit an der Küste entlangstrecken, Waldföhren, Wildkazen und Pumas.

All die Jahre lebten wir fern von europäischer Zivilisation. Nur Wildnis um uns, die ausgedehnten Kaffeeplantagen und ganz in der Nähe das Indianerdorf Chichicastenango. Die Indianer, die in diesem Dorf ihre alten Sitten bewahrt haben, sprechen das Cakchiquel, eine der besten Indianersprachen, die in Guatemala gesprochen werden und zwischen den einzelnen Stämmen keinerlei Verständigung zulassen. Die Bewohner von Chichicastenango sind echte Nachkommen der Azteken und werden Erinnerung an den sagenhaften Kaiser Montezuma.

Nachdem wir mehrere Jahre auf der Pflanzung zugebracht hatten und wenig mit den Deutschen auf anderen Pflanzungen Guatemalas in Verbindung gekommen waren, brachte mich einem Mal die Kunde vom Dritten Reich eine völlige Wandlung im Leben der deutschen Siedler. Wir verließen aufmerksam das Geschehen in der Heimat und fühlten das Bedürfnis, mit den Volksgenossen in Guatemala in Verbindung zu treten. Auf einer zentral gelegenen Farm feierten wir die nationalen Festtage, die sich bis auf das fremde Damhirschwild faum von den Feiern in Deutschland unterscheiden. Aber von den Opfern, die wir an Zeit und Mühe zu bringen hatten, macht sich der Deutsche im Reich kaum einen Begriff. Strecken von 20 bis 30 Kilometer mußte jeder zurücklegen, um zur Feiertage zu gelangen. Doch fand uns dafür keine Reichsautobahn zur Verfügung, sondern lehmige Wege, die in der ausgedehnten Regenzeit nur mit Schneeflecken befahrbar waren.“

Inzwischen hatte die Kaffeekrise begonnen. Die Kaffeekultur Brasiliens allein deckte den Weltbedarf. Dazu kamen die feineren Sorten von Afrika. Die Ueberproduktion machte sich auch auf Brehms Pflanzung schmerzhaft bemerkbar. Die Preise gingen zurück. Nach fünfzehnjähriger Arbeit im fernen Guatemala zurückkehren: „Als ich Deutschland wieder betrat, erlebte ich meine glücklichste Stunde. Ich konnte das Wunder, das hier inzwischen geschah, nur schwer begreifen. Ich wünschte nur, daß man früher in Amerika Deutschland so kennenlernt, wie es wirklich ist.“

Weihnachten bei Tropenhitze

Eine deutsche Zeitung wird gegründet — Badische Weine in Südamerika

Ich frage Fritz Witt, der zehn Jahre in Paraguay verbrachte, nach seinem tiefsten Erlebnis in Südamerika. „Mein größtes Erlebnis? Wer so lange im Ausland gewesen ist wie ich, hat viel gesehen, was man gemeinhin Sensation nennt. Das tiefste Erlebnis aber wurde mir durch das Deutschland drüben zuteil. Stellen Sie sich ein Land vor, in dem die Soldaten auf nackten Sohlen das unebene Gelände begehen, in dem man nachts mit dem Moskitonetz schläft, in dem die Flüsse von gefährlichen Raubfischen besetzt

sind, die in wenigen Minuten ein Schwein bis auf die Knochen verzehren — und plötzlich hören Sie nur deutsche Lante, trinken deutsche Weine, fühlen sich ganz in Deutschland und feiern sogar trotz der tropischen Hitze eine deutsche Weihnacht mit!

Christbaum bei Sonnenhitze

Die Deutschen in Paraguay geben sich alle Mühe, das Weihnachtsfest so zu feiern, wie sie es von der Heimat her gewohnt sind, und ihre Umgebung so zu gestalten, daß eine richtige Weihnachtsstimmung aufkommen kann. Doch oft entstehen große Schwierigkeiten. Da gibt es keine Eibäume und kein Tannengrün, keine festliche Ausschmückung der Bäume und unter den Fremden keine gemeinsame Freude des Eintankens und Schenkens. Aber in den deutschen Häusern wird nach Möglichkeit Ersatz geschaffen, damit zumindest in den vier Wänden der eigenen Wohnung alles weihnachtlich ausfällt.

Statt der Tannen müssen oft Pinien, Palmen oder andere Bäume als Weihnachtsbaum dienen. Sie werden so geschmückt, daß sie wenigstens die Illusion des deutschen Tannenbaumes erwecken. Den Himmel kann man allerdings niemals verbunkeln. Wenn in Paraguay Sommer ist und die Sonne ihre härteste Glut entfaltet, können wir nicht eine Schneelandschaft für das Weihnachtsfest hinzubauern. Da helfen nur die Erinnerungen und die Gedanken an die heimliche Weihnachtslandschaft. Die altertrauten deutschen Kinder tun das ihrige dazu.

Ich erinnere mich, wie sich in einem deutschen Hause in Muncion die Frauen am Weihnachtsabend zu helfen wußten. Sie suchten im Schuppen einen handfesten starken Pfahl, in den sie dünne Stäbe als Seitenstößen einließen. Nachdem sie die Stäbe mit Garn umwickelt hatten, war aus dem fahlen Gerüst ein Gebilde geworden, das tatsächlich einem deutschen Weihnachtsbaum ähnlich sah.

Widweilen läßt es sich nicht vermeiden, daß sich am Heiligen Abend die Kerzen des Baumes unter dem Einfluß der tropischen Sonne leise neigen und manchmal sogar vor Wehmut zerfließen. Aber ein deutsches Weihnachtsfest ist es doch, und der eigenartige Zauber dieses Festes, dem kein Deutscher entgeht, hat auch drüben im Urwald seine Wirkung.

Witzer vom Oberrhein

Und weiter: Als ich von Muncion ins Innere fuhr, traf ich deutsche Weinbauern, die mich in unverfälschtem Badisch ansprachen, mir ein volles Glas „Assentaler“ darreichten. Diese biederen und gastfreundlichen Söhne der Rheinebene bauten die badischen Sorten in Paraguay an und brachten sie bei unfähigem Preis zu gutem Absatz. Unter der Tropenhitze Paraguays gediehen Bienenstöcker, Züchter und Staufener Schloßberg. Ich sah lange bei diesen Deutschen und trank von ihrem Wein, während wir uns vor Moskitoen schützten und um uns nur Palmen

erblickten. Ich fühlte Deutschland mitten in der Fremde.

Für die Deutschen Paraguays gründeten wir ein Nachrichtenblatt, die „Deutsche Wacht“. Sie sollte die Volksgenossen in Paraguay über das Neue Deutschland aufklären und über das Leben der einzelnen Gruppen im Gaillande berichten. Aber auch hier konnten wir nur mit Opfern und durch zähe Arbeit vorwärtskommen. Wo einen Seher hernehmen? Unter den Deutschen verstand keiner das Handwerk. Da hielten wir einen eingeborenen Seher ein, der kein Wort Deutsch verstand und mühsam, das für ihn, den ihm unverständlichen Zeitungstext sehen mußte. Der Korrekturleser hatte keine leichte Arbeit. Aber es mußte gehen. Die Begeisterung für unsere wiedererlangte Heimat gab uns solche Kraft, daß wir keine Mühe scheuten, unserer Zeitung zur Geburt zu verhelfen. Sie können sich vorstellen, welcher Stolz und welches Glück unter den Deutschen herrschte, als sie dann die erste Nummer der „Deutschen Wacht“ in Händen hielten. Jetzt erbeugt das Blatt jede Woche und gibt unseren Volksgenossen drüben ein getreues Bild der großen Heimat.

Deutsche Weihnacht. Deutscher Wein. Deutsche Zeitung. Ueber allem der Tropenhimmel. Jetzt wissen Sie, was für mich in Paraguay das größte Erlebnis war!

Ein Deutscher liebt Java

Vom Kadetten zum Lokomotivführer — Jagd nach Haifischen und Krokodilen

Hans Siebert kam erst auf Umwegen mit Java in Berührung. Zunächst war er Kadett. 1920 wurde das Kadettenkorps in eine staatliche Bildungsanstalt umgewandelt. Direktor eine Jube. Siebert erhielt sein Entlassungsschreiben. Grund: Nationale Betätigung am Tage der Reichsgründung.

Zunächst arbeitete er als Müllkutscher und Lokomotivführer der Technischen Hochschule. Weitere Stationen: Fabrikarbeiter, Freitörner. Schließlich trat Siebert als Lehrling in eine Firma zu Hannover ein. Von dort empfahl man ihn an die holländische Besitzung. Das bedeutete für ihn ein Sprungbrett in die niederländischen Kolonien. Er hatte Glück. In Batavia auf Java benötigte man einen Verkaufsleiter. Siebert wurde für diese Stelle ausserlesen. Nach einem halben Jahre sah er in einem Kontor in Batavia in weissem Tropenanzug.

Die Reisen, die er für die neue Firma unternahm, führten ihn nach Sumatra, Borneo und Malakka. Mit seinem Wagen legte er 220.000 Kilometer zurück, eine Strecke, die dem fünfmaligen Erdumfang gleichkommt.

Besuch an Fürstenthöfen

Da besuchte Siebert im Auftrage seiner Firma prunkvolle Fürstenthöfe. Laufend und eine Nacht, das gibt es noch! Jamohl, im zwanzigsten Jahrhundert! Der junge Deutsche sah noch nie so großen Reichtum wie beim Empfang des Generalgouverneurs im Sultanaat von Sofalakarta. Und bei einem Maharatsha, der ihn durch seine Schatzkammer führte, erblickte Siebert in ungezählten Mengen goldene Tafelgeschirre, Schinigerien aus Elfenbein, Silber- und Vorkarbeiten. Siebert ist mit Java, seiner zweiten Heimat, eng verwaht. „Doch diese Welt, die so märchenhafte Pracht entfaltet, hat auch ihre weniger angenehmen Seiten“, meint er, „indem er folgende ein Beispiel vorzubringen weiß. Als Europäer muß man zumeist die einfachsten Arbeiten selbst in die Hand nehmen, weil die Eingeborenen leider nicht dazu in der Lage sind. Einem Gärtner gab ich einmal den Auftrag, den Ast eines Eichenholzbäumchens in meinem Garten abzuzägen. Und was geschah? Der Gärtner setzte sich rituell auf den Ast und begann in aller Seelenruhe zu sägen, bis er samt Ast mit gebrochenem Bein auf der Erde lag. Er hatte sich selbst mit dem Ast abgejagt.“

Krokodile und Haifische

Und dann die Jagd! Ich liebe Java wegen seiner herrlichen Wälder, seiner Fürstenthöfe und seiner Vulkane. Am meisten aber liebe ich dieses rätselhafte Java als leidenschaftlicher Jäger. Haben Sie schon einmal etwas von einer Krokodiljagd gehört? Wie oft führen wir im Kahn des Abends über die Flüsse, kein Laut durfte vernehmbar sein, selbst das Husten war verboten, denn Krokodile sind hochgradig sensibel. Einer von uns hielt die Taschenlampe und ließ ihren Lichtstrahl über die dunkle Oberfläche des Wassers gleiten. Da — das Auge eines Krokodils — erneutes Abfluchen des Wassers — wieder leuchtete das Auge auf — ein Schuß aus meiner Büchse! Und nun geschah das Tollste. In wilder Jagdleidenschaft sprangen Eingeborene, die wir mitnahmen, ins Wasser und banden Stricke um Maul und Schwanz des verendenden Krokodils. Das mußte alles in einem Augenblick geschehen. Die Eingeborenen durften nicht zu lange im Wasser bleiben, denn der Fluß beherbergt unzählige Krokodile, die nur zu gerne einen Eingeborenen als Abendbrot verzeßren!

Etwas einfacher ist die Jagd auf Haifische. Sie hand sein Leben in Gefahr, sei es auf der Tigerjagd oder im eigenen Hause, als er des Nachts einmal im Bett eine Schlange entdeckte. Er liebt dieses Land, weil es märchenhaft, festlich und gefährlich ist. Aber tief im Herzen wohnt doch die ewige Sehnsucht nach der Heimat.



Deutsche Jugend im fernen Afrika Pfadfindergruppe der deutschen Oberrhealschule in Windhuk. (Privataufnahme)

Sonderbare Filmberufe

Ich wollt ich wär' ein Huhn oder ein eingebildeter Kranker!

„Bengali“ war zweifellos einer der männlichsten Filme der letzten Jahre, mit denen Hollywood die Welt überflutete. In diesem Heldenepos der englischen Kolonialgeschichte kommt eine Szene von rührender Eindringlichkeit vor, als nämlich Gary Cooper und Frankot Zone, im Gefangenenlager sitzend, ihre letzten Stunden durch ein Kafeerlat-



Clark Gable

„Der Werkpilot“ persönlich! Er spielt die Hauptrolle in dem sensationellen gleichnamigen Film mit Spencer Tracy und Myrna Loy.

schon-Wettrennen verfahren. Mit den Hauptdarstellern dieser Szene, eben jenen Kafeerlatigen, verdient Curley Twiford in Hollywood seinen Lebensunterhalt: er dreht nämlich solche „Stars“ und verleiht sie an die Filmgesellschaften. D. h. er lebt natürlich nicht nur von diesen etwas etelhaften „Hausbesitzern“, sondern besitzt noch 150 andere dreifarbige Filmtiere, wie Tauben, Wölfe, Adler, Hühner, Mäuse, Papageien, Pinquins und Ratten, die alle für irgendeine bestimmte Rolle abgerichtet sind.

Die dressierten Hühner

Eingeweihte wollen nun wissen, daß der gute Curley die weitaus meisten Dollars durch seine Hühner-Stars verdient. Diese Tiere, von denen er über 200 Stück in blühendsten Ställen besitzt, sind nämlich so gut erzogen — oder wenn man will: so dumm — daß sie auf Kommando Eier legen! Curley hat sich zu diesem Zweck eine geniale Pflanzung gemacht. Nachts um drei Uhr schnarrt neben seinem Bett ein Wecker. Curley wacht auf, knipst das Licht an, dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter. Die Hühner sehen in ihren Ställen das indirekte Licht, denken: nun, ist die Sonne denn schon aufgegangen? Und prompt lassen sie sich blaffen und fangen fleißig an zu legen bis zum wirklichen Morgen. Wenn Curley mit dem Frühstück fertig ist, geht er in den Stall und sammelt seine Eier körbchenweise ein. Buchstäblich im Handumdrehen, sagen die Eingeweihten, verdiente dieser Glückliche sein Geld! Falls Sie also in einem Film mal sehen sollten, wie ein Huhn auf Anheiß Eier legt, dann wissen Sie: hier

handelt es sich um ein Exemplar aus Curley Twifords Geflügel!

Der Anstandswauwan

Da ist die Arbeit des Hollywooder „Moralwächters“ schon wesentlich mühevoller und umständlicher. In der amerikanischen Filmmetropole existiert nämlich unter der Leitung des Filmzars Mays eine riesige Zensurorganisation, die darüber zu wachen hat, daß die Bildstreifen das öffentliche Moralempfinden nicht verletzen oder Sitte und Anstand untergraben. Dieser Moralwächter hat nun alle fertiggestellten Filme daraufhin durchzugehen, ob sie Wörter oder Ausdrücke enthalten, die in irgendeinem Land der Welt als „flöchtig“ gelten. Dieser Mann besitzt eine Liste in zwölf verschiedenen Sprachen, in der 1121 „unflößige“ Ausdrücke enthalten sind. Sämtliche Bezeichnungen und Personennamen werden von ihm untersucht und umgeändert, wenn sich herausstellt, daß beispielsweise der Name eines Verbrechers an ein unanständiges Wort im Polnischen oder Japanischen erinnern könnte.

Angst vor Beschwerden

Einen ähnlichen Filmberuf hat Mr. Pichel. Er ist Inhaber eines Auskunftsbüros und bewahrt für sich die Filmgesellschaften vor kostspieligen Schadenersatzklagen. Es kann beispielsweise vorkommen, daß in einem Film von einem gemeinen Kerl gesagt wird, er habe die Telefonnummer 98 50 58 und wohne in Pittsburg, Sunset Boulevard 12. Kaum läuft der Film in Pittsburg an, schon meldet sich ein Mr. Smith und erklärt, es sei ein Skandal, daß er in jenem Film als Schurke verächtlich werde, denn sein Haus hände Sunset Boulevard 12; oder eine Mrs. Brown frage empört, warum man ausgerechnet ihre Telefonnummer für jenen Dummen gewählt

habe? Sie sei dadurch ruiniert und verlange augenblicklich einen Schadenersatz von —

— wie gesagt, dieser Mann ist im Besitz einer Liste, in der nur solche Straßen und Telefonnummern enthalten sind, die nirgendwo existieren. An ihn müssen sich also alle Filmgesellschaften wenden, wenn sie eine Adresse oder einen Fernsprecher im Film näher bezeichnen wollen.

Sammler-Kunststücke

Ein Mexikaner hingegen hat sich als „Händler in Feiertagen“ in die Gruppe der Filmlieferanten aufnehmen lassen. Er ist Spezialist für sämtliche auf der Welt verwendeten Kalender und gefestigten Feiertage und läßt sich für jede diesbezügliche Auskunft von den Filmunternehmern fünf Dollar bezahlen. Ein anderer wiederum hat alle Spielarten und Glücksspiele, die in Rio, Teheran oder Tokio gespielt werden, auf Lager und verdient sein Geld damit, daß er für eine Kaufmannschaft in der Zeit der Inquisition ein entsprechendes Spiel Karten zur Verfügung stellt.

Wird in einem Film ein Bugatti von 1912 oder ein La Salle aus der Kriegszeit gebraucht, dann kommt nur Irving Perch in Frage. Er hat fast alle ein- und ausländischen Automarken aufgefauft, die seit Vater Benz über die Straßen rollten und erscheint mit den vorerstflüchtigsten Modellen in den Ateliers.

Der Blumenzüchter

Bei dem Garbofilm „Die Kamestdame“ hat Tony Mendosa, der berühmteste Blumenhändler Hollywoods, das bis dahin beste Geschäft gemacht. In seinem Blumenhändler in Culver-City, das er sich vor nunmehr 15 Jahren eingerichtet, gedeihen die schönsten und empfindlichsten Gewächse, die — und das ist das Entscheidende — nicht nur in der kalifornischen Sonne, sondern vor allem im



Sachverständiges Publikum

Eleanor Powell tanzt einen Step vor ihren Pensionatsagostinnen in dem neuen Revue-Film „Robbit tanzt inkognito“ in dem Nelson Eddy ihr Partner ist. Aufnahmen: Metro-Goldwyn-Meyer Co.

fengenden Scheinwerferlicht blühen sollen. Höchstens vier Stunden leben die kostspieligen Blumen im Atelier, dann welken die meisten. Die Garboischen Kamellen liehen bereits nach einer Stunde „Arbeit“ die Blütenblätter hängen, so daß Tony Mendosa immer neue, und zwar immer ähnliche Blumen herbeischaffen mußte. Seine Glanzleistung war ein Kornfeld, das er aus dem amerikanischen Mittelwesten kommen ließ, ins Ateliergelände verpflanzte, zwei Tage „filmreif“ hielt — und nach den Aufnahmen aberntete!

Das Schreibfaktotum

Aber es gibt noch viel ausgefallenerer Filmberufe in Hollywood! Da ist beispielsweise der bekannte „Wäschehändler“, der für jeden Film die Wäsche kauft und landgerecht auf die Leine hängt. Ob es sich um einen Pariser Hinterhof, um eine argentinische Farm, oder um eine italienische Straßenschlucht handelt: er, der Wäschehändler, läßt überall seine Hosen, Strümpfe und Hemden im Winde flattern, und zwar genau so, wie es in dem betreffenden Lande Sitte ist.

Auch unter den Schauspielern findet man die absonderlichsten Spezialberufe. Da haben wir u. a. den „Briefschreiber“. Überall dort, wo auf der Leinwand etwas Geschriebenes auftaucht, sehen wir ein Stück feiner Arbeit. Denn meistens ist es zu umständlich, daß der Schauspieler selbst schreibt. Da „doublet“ unser Mann dann Handschriften. Er schreibt den typischen Liebesbrief, das ärztliche Rezept, die schnell hingeworfene Nachricht, kurz, alles, was im Film mit Bleistift oder Federhalter zu erledigen ist. Auf Verlangen kann dieses graphologische Phänomen seiner Schrift eine frauliche, eine kindliche oder eine primitive Note verleihen — gerade wie das Drehbuch es vor „schreibt“.

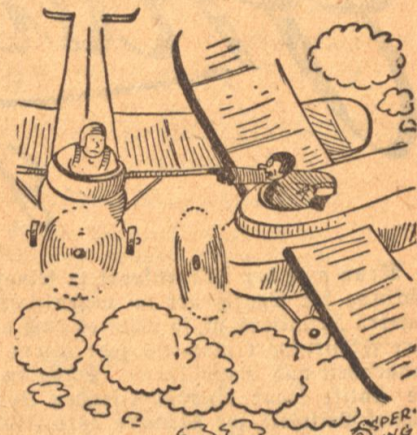
Der ewige Kranke

Oder der „Bettlägerige“. Petro Lara ist seit zehn Jahren krank. Nicht in Wirklichkeit, nein, da hatte er nur einige Male Zahnschmerzen und Grippe, sondern im Film, d. h. berufsmäßig. Wenn Sie irgendwann in einem amerikanischen Film einem Kranken im Rollstuhl, einem schwächlichen Bandagierten, einem Kriegsverletzten begegnen — Sie können sicher sein, daß es Petro Lara ist. Er kennt von allen Krankheitsarten die richtigen Verbände, weiß, wie man am „natürlichsten“ nach einem schweren Autozusammenstoß aussieht und wie ein Bein geschient sein muß, das einem abgeführten Piloten gehört. Es ist schon sonderbar in Hollywood: dieser eingebildete Kranke wird von Film zu Film gesünder — und reicher!

Da ist Joan Davis, das „Prügelmäddchen“, schon schlimmer dran. Sie hat während ihrer zehnjährigen Berufslebensbahn immerhin sieben Rückenwirbel gebrochen, eine Sehne zerrissen und eine Augenentzündung durchgemacht. Joan verdient nämlich ihr Geld damit, daß sie nur solche Szenen ausführt, die für die anderen Schauspieler mit Schmerzen und blauen Flecken verbunden sind. Sie fällt zum Beispiel eine Treppe herunter, läßt sich von einer eifersüchtigen Frau mit einem Schirm verprügeln, rutscht auf einer Bananenschale aus und muß sich von einem wilden Pferd treten lassen. Ihre Knochen können nur aus Gummi sein, denn sonst hätte dieses „artige“ Mädchen, das über tausendmal hingeflogen ist, schon lange keine hellen Rippen und Schienbeine mehr!

Max Weinheber

Lachen am Wochenende



„Diot! ... Ich habe Vorfahrt!“

Konversation

Freddy war sehr schüchtern. Bei der ersten Abendgesellschaft, die er mitmachte, machte er verzweifelte Anstrengungen, die Dame, die neben ihm saß, zu unterhalten, aber es dauerte mindestens zehn Minuten, bis er die Frage herausbrachte:

„Ist Ihr Bruder gern Käse?“
Lächelnd wandte sie sich ihm zu und sagte:
„Ich habe gar keinen Bruder!“
Tiefes, langes Schweigen, dann sagte Freddy:

„Wenn — wenn Sie nun einen Bruder hätten, glauben Sie dann, daß er gern Käse äße?“
(Pearsons)

Der Proß

„Wenn ich im Hotel schlafe, pflege ich meine Briefstube unter das Kopfkissen zu legen.“
„Ja, das können Sie tun; ich kann aber nicht so hoch liegen.“



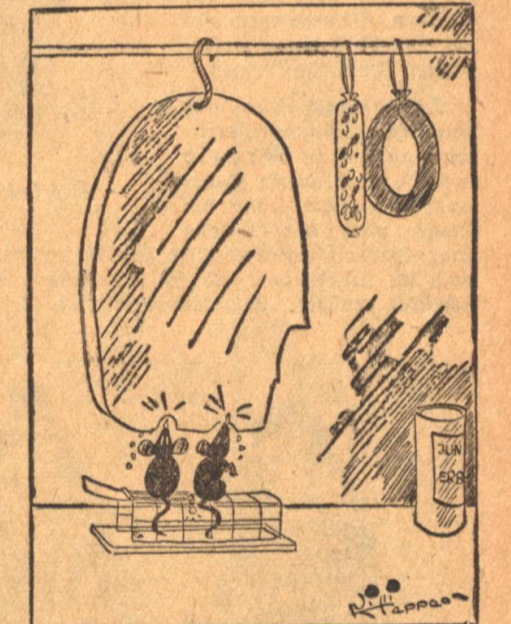
„Bitte, Fräulein, möchten Sie nicht Ihren Hut aufsetzen...“

Begehrte Ware

„Der Kunde strahlte ja über das ganze Gesicht, der eben wegging. Was wollte er denn sehen?“ fragte der Ladeninhaber.
„Mich, heute abend nach Geschäftsschluss“, sagte die Verkäuferin.

Begrenzter Treueschwur

„Morgen muß ich vor Gericht, Gerdal! Bist du mir treu bleiben, egal wie die Sache auch ausläuft?“
„Bis zu sechs Monaten, Liebster!“



„Wie gut, daß sie 'ne Halle aufgestellt haben, sonst wären wir nicht so bequem an den Speck gekommen!“

Das Schlafmittel

„Sie sagten mir doch, daß Schlafmittel sei vollkommen unschädlich!“
„Allerdings! ... Oder hat es Ihnen geschadet?“
„Natürlich; ich habe den Einbrecher nicht gehört, der mich in dieser Nacht schwer bestohlen hat!“

Einß und jetzt

„Mein, wie die Kinder sich doch verändern können!“
„Wie? Ich finde deine Kinder gar nicht so verändert.“
„Doch, doch! ... Früher war meine Tochter ganz verrückt auf Puppen und mein Sohn auf Soldaten, und heute ist es total umgekehrt!“

Das Lied von Prinz Eugen

Von Erich Lüllner

Unter den Fenstern des Schlosses Belvedere pfeift irgendjemand die Anfangstakte des Liedes: Prinz Eugen, der edle Ritter. Dem die sonderbare Huldigung gilt, der Feldmarschall des Reiches, öffnet und blinzelt lächelnd auf die Straße hinunter.

„Haben sie mich doch nicht vergessen!“ spricht er dabei in sich hinein wie einer, der sich seine Stätte in Einjamkeiten gebaut hat. Und als er steht, daß die Waage den Jungen, der da gepfeiffen hat, räsonierend davonjagen will, ruft er: „Laßt ihn — ich habe dies Lied und die Menschen, die es singen, nicht zu fürchten.“ Der Junge grüßt artig zu dem Manne hinauf und duckt sich scheunigst von dannen. Mit solchen hohen Herren wird nicht auf Kirchschen eifeln sein, mag er denken. Er kann ja nicht wissen, wie sehr Eugen von Savoyen nach jedem Wort und jeder Geste bürstet, an denen er die Wirkung seines staatsmännischen Wertes erweisen kann.

Nachdem sich schließt der Prinz das Fenster wieder und geht müde an den Schreibtisch. Aber es gelingt ihm nicht, die Kraft seines Geistes auf die Dinge zu sammeln, die er beherrschen will.
„Diese fischige Luft zehren an mir!“ flucht er unwillig. „Und doch denkt das Volk an mich. Ihm bin ich immer noch der Fürstenerbe — und sicher hat es recht. Denn was ich gegen Frankreich tat, war doch für die Zukunft des Reiches im Osten getan.“
Unruhig schrebt sich der Prinz und wandert wie ein Gefangener im Zimmer auf und ab. Die Gestalt des Mannes, der in einem Reiche

der Zwietracht und des Verfalls die Kaisermacht der Habsburger von neuem aufgerichtet hat, ist von den Jahren gebeugt. Der da über Wien hinschaut, ist derselbe, der im Westen den Sonnenkönig hinter den Rhein zurückgetrieben und im Osten den Ansturm der asiatischen Völkermassen aufgehalten hat, der als erster die Aufgabe des Reiches im Osten gesehen und dorthin sich mit der ganzen leidenschaftlichen Wucht seines Geistes geworfen hat; derselbe Eugen von Savoyen!

Blühlich springt er aus der Reihe seines Weges und horcht hinaus: hat nicht wieder jemand gepfeiffen? Aber da ist niemand, und nur die Schatten der Vergangenheit begleiten ihn, wie sie schon seit Monaten tun.
Er ist müde — er, Eugen Prinz von Savoyen — heimlicher Herrscher des Reiches.
Er hat sich verschwendet wie nur einer und erlöst an seinem eigenen Feuer.
Er läßt, daß die Weidlichkeit des Lebens, die er erst geschaffen hat, ihn aufsetzt, weil sie ihm keine Begierde abverlangt.

Ja — damals — als Ludwig von Baden noch mit ihm socht — als noch Marlborough an seiner Seite die Franzosen zu Paaren trieb — damals lohnte es zu leben, weil es zu kämpfen lohnte.
Aber jetzt?

Eugen hält inne, als sei ihm von jemand diese Frage gestellt worden.
Jetzt, so denkt er, scheint die Welt in ihren Angeln zu hängen, und es ist überflüssig zu warten, ob sie seiner noch bedarf.

Wieder horcht der Prinz gespannt auf. Diesmal läßt er sich nicht, diesmal wird ein Pfeifen vernommen, das nicht nur aus einem Munde kommen kann.

Schnell öffnet er das Fenster.
Da kommt eine Gruppe von Jungen daher — zwanzig, dreißig. Sie schwingen die Arme und schmeißen die Beine und pfeifen aus Leibesträften das Lied: Prinz Eugen, der edle Ritter.

Die Waage steht zu Eis erstarrt.
Eugen aber winkt hinunter, glückselig lächelnd in aufkeimendem Stolz, und summt langsam die Melodie nach. Und dann erst geht er zurück an den Schreibtisch und weiß plötzlich, woher die Gedanken nehmen, wozu die Entschlüsse laßen.

Monate später dröhnt der Rhythmus dieses Liedes — seines Liedes — dem Prinzen wiederum in den Ohren. Diesmal aber sind es nicht Jungen, die ihm huldigen, sondern Soldaten, die es in ihren Kehlen nach Frankreich tragen. Und diesmal geht Eugen nicht an ein Fenster, um es lächelnd zu öffnen — diesmal liegt er im Felde gegen Ludwig XV. Die Reichsarmee hat auf dem Wege nach Weiden ihr Lager in Heideberg aufgeschlagen und sich mit den Preußen vereinigt, die, sechshundert Mann stark, als Hilfskorps von Friedrich Wilhelm I. geschickt worden sind. Es ist Juli, heißer, sonniger Juli im Redarland und in diesen Tagen besucht der junge Kronprinz von Preußen die Arme.

Eugen ist begierig, den jungen Mann kennen zu lernen, dessen abenteuerlicher Fluchtverlauf vor wenigen Jahren ganz Europa in Aufregung versetzt hat.

Früh hebert der Mann entgegen, den die Größe seiner Erfolge zum Helden gemacht, den man den heimlichen Kaiser des Reiches genannt hat.

So treffen sie einander, der Greis, dem die Welt ausgefallen ist, und der Jüngling, der sie sich erobern will.

Räuber als ein Vierteljahr bleibt Friedrich im Lager der Arme. In diesen Wochen erkennt Eugen, daß Preußens künftiger Herrscher ein anderer sein wird, als Preußens derzeitiger Kronprinz war. Und in seinem Herzen steigt die Angst auf, daß nach ihm andere kommen könnten, denen es nicht gelingen würde, die ursprünglichen Kräfte des preussischen Staates vor die Reichel der Reichspolitik zu spannen, daß in diesem Staatswesen eine andere Idee verkörpert werden würde, die dem Reichsgedanken zuwiderlaufen könnte.

Mühsam versucht er seine Zweifel zu zerstreuen. Desterreich im Osten — Preußen im Westen — das sind die Fronten! Und diese Auffassung von seinen Aufgaben und denen des Preussenkönigs bringt er dem jungen Friedrich so nahe wie er irgend kann.

Der Kronprinz ist dankbar für alle Winke und alle Erfahrungen, die ihm hier zuteil werden. Entschiedenungen braucht er ja nicht zu treffen. Noch stehen ja die Sterne über einem starken Desterreich und einem kleinen Preußen!

Als Eugen den Kronprinzen verabschiedet, umfaßt er noch einmal ganz die Gestalt des jungen Mannes. — Mein Freund, mein Gegner, denk er — mer weiß es! Friedrich aber verläßt ihn mit Blüten, die weitergehen, als der Feldmarschall des Kaisers ahnen kann.
Ein hoffnungsvoller Mensch! lächelt Eugen dem Kronprinzen nach.

Dann geht er hinaus ins Lager, um die Männer zu sehen, mit denen er so viele Schlachten schlug, und jenes Lied zu hören, das ihm die Unsterblichkeit verpricht.

Frauensport

gestern und heute

Wenn auch der Frauensport in seiner glänzenden Entwicklung der Gegenwart im wesentlichen eine Schöpfung unseres Zeitalters ist, so wäre es doch gefehlt zu glauben, dem Frauensport mangelte jede ältere geschichtliche Vergangenheit und Entwicklung. Schon in der ältesten, über die Antike sogar hinausgreifenden Zeit finden sich vereinzelt Beispiele, wo Mädchen oder Frauen gymnastischen Übungen huldigten, die wir bald mehr oder weniger als turnerischen Ausdruck werten dürfen. Ueberhaupt sind die Grenzen zwischen Turnerei und Sport in den früheren Jahrhunderten begreiflicherweise außerordentlich flüchtig, da beide Begriffe ihre scharfe Prägung erst in unserem Zeitalter empfangen. Schon vor viertausend Jahren waren es ägyptische Mädchen, die das Ballspiel betrieben.

damals das Laufen, Speerwerfen und den Diskus; auch das Ringen fehlte nicht.

Von den germanischen Jungfrauen dürfen wir bei dem angeborenen wehrhaften Charakter des ganzen Volkes als selbstverständlich annehmen, daß sie Speer und Bogen zu führen wußten. Nicht selten griffen die altgermanischen Frauen als Verteidigerinnen der bedrohten Wagenburgen mit ein, wenn es im Kampf um Sein oder Nichtsein ging. In der altdutschen Sage tritt uns die heldenhafte Brunhilde als geübte Wettkämpferin entgegen, wie sie dem heroischen Siegfried im Wettkampf mit Steinwurf, Speer, Sprung und Ringen kein leichtes Spiel gab. In der mittelalterlichen Zeit ging der Sinn für turnerische Leibesübungen leider mehr und mehr verloren; lediglich das Reiten der vornehmen Frauen lieh sich vielleicht als eine solche Übung deuten. Nur der Tanz sorgte für den nicht gänzlichen Untergang der körperlichen Übung. Aber trotz allem kann von einer irgendwie planmäßigen oder zielbewußten Fraueturnerei nicht die Rede sein, selbst im 18. Jahrhundert noch nicht, als man sich des großen Wertes einer körperlichen Erziehung voll bewußt wurde.



Frau zu Pferde | Holzschnitt von Albrecht Dürer

Im antiken Griechenland, wo die Leibesübungen ihre grundlegende Form erhielten, verpflichtete schon die sorgfältige Gesehgebung die spartanischen Mädchen und Jungfrauen zu gymnastischen Übungen, vornehmlich in der Absicht, Nation und Staat kräftige Mütter zu geben. Aristophanes, des antiken Athens unsterblicher Lustspieldichter, führte seinen Zeitgenossen im Lustspiel „Ekklesiazusai“ eine Spartanerin Lampito vor, die er in ihrer blendenden körperlichen Schönheit und dem elastischen Schwung ihrer kraftvollen, aber doch anmutigen Bewegungen als das Ergebnis einer zielbewußten Turnkunst pries.

Den damals sehr verwecheltlichen Athenenserinnen gab die in Grazie u. Kraft vorbildliche Spartanerin Lampito auf die Frage nach der Quelle ihrer körperlichen Schönheit zur Antwort: „Das macht, weil ich turne, weil ich im Springtanz die Kraft der Schenkel erhöhe.“ Sparta's weibliches Geschlecht pflegte



Allgriechische Tänzerin (5. Jahrhundert v. Chr.)

Vereinzelt begannen sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts angehende Ärzte für die körperliche Erziehung des weiblichen Geschlechts einzusetzen. So beispielsweise der Direktor des Allg. Wiener Krankenhauses, Prof. Dr. Peter Frank, der 1784 in seinem vielbemerkten Werk „System einer vollständigen medizinischen Polizei“ die Forderung aufstellte, den weiblichen Körper durch Leibesübungen gesund und stark zu machen. Er sprach nicht ohne Ironie von „zimperlischen Dingen, die hinter dem Ofen hinter der“... Frank verlangte u. a. Laufen und auch Schlittschuhlaufen, das er damals in Holland bei der weiblichen Jugend viel beobachtet hatte. Einem so freigeistlichen Erzieher von klassischem Gepräge wie Bajedow konnte es natürlich nicht entgehen, in wie starkem Maße die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend im Rahmen seiner Zeit verflümmert und vernachlässigt war. In Bajedows 1770 erschienenen Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“ wird auch der Mädchen gedacht, denen gymnastische Übungen empfohlen werden. Der Turnpädagoge Guis Muths würdigt in seiner zweiten, 1804 erschienenen Auflage seines Werkes „Gymnastik für die Jugend“ der körperlichen Erziehung der Mädchen einige Worte, doch schien die Zeit hierfür immer noch nicht reif. In überaus trefflicher Weise, auch heute noch gültig, faßt der Verfasser: „Auch das Weib soll seinen Körper gebrauchen können, soll nach Herrschaft über ihn streben und ihm Gewandtheit und Ausdauer geben; es ist nicht bestimmt, durch diese Welt zu kränkeln, sondern zu leben, sein Los soll nicht Krampf und hysterische Schwäche, sondern Gesundheit und Vollständigkeit sein; es soll nicht fränke, nein, es soll gesunde Kinder gebären.“ Diese Worte sind so lebensfroh, daß sie erst geknirscht geschrieben sein könnten. Pestalozzi, der unvergessliche Klassiker unter den großen Pädagogen, forderte für das Kind, auch für die Mädchen eine weitgehende körperliche Erziehung, doch war er damit seinerzeit so weit vorausgeeilt, daß man ihn einfach nicht verstand. Auch Jean

Paul Richter stellte 1806 in seiner „Erziehlehre“ die Forderung nach einer körperlichen Erziehung der Mädchen auf.

Turnvater Jahn beschäftigte sich in seinem 1810 erschienenen berühmten Werk „Deutsches Volksturnen“ zwar ziemlich eingehend mit der Erziehung der weiblichen Jugend, wünschte für diese auch Leibesübungen, doch machte Jahn gewisse Einschränkungen, da er nur solche Übungen zulassen wollte, die der weiblichen Natur entsprachen. Während Jahn beispielsweise den Schießsport für die weibliche Jugend für zweckmäßig hielt, damit sie gegebenermaßen nicht „wehrlös“ sei, lehnte er die Fechtkunst für Frauen als unweiblich ab. Als 1816 Jahn's „Deutsches Volksturnen“ erschien, wird hier der weiblichen Jugend gewidmet. In der Hauptsache blieben aber doch alle damaligen Bestrebungen nach einer weiblichen Turnerei in der Theorie stecken und als schließlich der um das deutsche Turnwesen so hochverdiente Ernst Gifelsen im Jahre 1832 zu Berlin eine erste Mädcheturnanstalt errichtete, zeigte diese einen mehr heilgymnastischen Charakter als eigentliche Turnkunst. Auch jetzt blieb das Mädcheturnen immer noch kümmerlich und unbedeutend, obgleich es nicht an beredeten Apolothen fehlte, wie Maßmann, Adolf Werner, Dieferweg und Klump. Erst dem Hessen später in der Turnlehrer-Bildungsanstalt dreimonatliche Kurse für Turnlehrerinnen veranstalten ließ. Letztere wurden ein Jahrzehnt später auch auf andere Städte, wie Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Magdeburg ausgedehnt.



Bogenschießen des Berliner „Damen-Turn- und Fechtklub“ um 1895

Spieß eine ungemein kraftvolle Belebung des gesamten Turnwesens aus. Spieß gab dann in Darmstadt dem gesamten turnerischen Deutschland Gelegenheit, sich von sei-



Dorische Wettkämpferin

nem System des Mädcheturnens durch Augenchein zu überzeugen und erntete so allgemeine Anerkennung. Allerdings gab es damals noch genügend Gegner des Mädcheturnens, nicht nur bei den Müttern, sondern auch unter den Aerzten fehlte es nicht an Protesten, die in Gerücheln gewisse gesundheitliche Gefahren witterten. Trotz allem wurde Adolf Spieß zum eigentlichen Begründer des Mädcheturnens, den man so zugleich als einen Reformator der Volksgesundheit bezeichnen kann.

Nur langsam brach sich der Frauensport Bahn, nicht so sehr wegen einzelner geistiger Widerstände, sondern mehr um sachlicher Schwierigkeiten willen, da es hauptsächlich an geeigneten Turnräumen und Sportplätzen mangelte. In Berlin war es nach Gifelsen in weiterer Folge Otto Kluge, der gelegentlich der von ihm 1848 gegründeten „Turngemeinde in Berlin“ hier in seinem Programm auch dem Mädcheturnen Raum gab. Wenngleich sich Preußen damals noch nicht zu einer zwangswweisen Einführung des Mädcheturnens an den Schulen entschloß, so ließ man der Freiwilligkeit doch einen ungehinderten Raum zur Entwicklung. Es war ein geschäftlich bemerkenswerter Fortschritt, als Preußen im Jahre 1875 zum erstenmal amtliche Prüfungen für Turnlehrerinnen anlegte und fünf Jahre später in der Turnlehrer-Bildungsanstalt dreimonatliche Kurse für Turnlehrerinnen veranstalten ließ. Letztere wurden ein Jahrzehnt später auch auf andere Städte, wie Bonn, Breslau, Halle, Königsberg und Magdeburg ausgedehnt.

In Bayern war es der Wirkliche Rat Heinrich Weber, der in den 1860er Jahren dem Mädcheturnen hier den Weg ebnete. Als Begründer des Münchener Schulturnens und als Schöpfer der 1872 zu München errichteten Zentral-Turnlehrer-Bildungsanstalt gab Weber zugleich dem Mädcheturnen einen kraftvollen Aufschwung, so daß hier letzteres als verbindlicher Lehrgegenstand sehr früh wirksam wurde. In Sachsen gab den Anstoß zur Entwicklung des Mädcheturnens Prof. Dr. M. Klotz, der von der sächsischen Regierung aus Preußen berufen im Jahre 1850 die staatliche Turnlehrer-Bildungsanstalt zu Dresden begründete. Klotz kann in jeder Hinsicht als ein Bahnbrecher des Mädcheturnens gerühmt werden, war er es doch, der als Erster 1855 ein klassisches Werk: „Weibliche Turnkunst“ zur Veröffentlichung brachte. Klotz ist zugleich als Begründer des Schulturnens in Sachsen anzusehen. Im übrigen fand gerade das Mädcheturnen in Sachsen neben Klotz noch andere ausgezeichnete Vertreter, so Lion in Leipzig und Zettler in Chemnitz, die sich beide literarisch über das Mädcheturnen mit großem Erfolg betätigten. Dagegen wurde in Württemberg das Mädcheturnen lange Zeit vernachlässigt; erst 1877 setzte die Entwicklung hiermit jaghaft bei den höheren Mädchenschulen ein, worauf dann langsam die anderen Schulen folgten. In Baden war es der ausgezeichnete Alfred Mant, der mit der Gründung der Großherzoglichen Turnlehrer-Bildungsanstalt im Jahre 1869 zu Karlsruhe bald darauf auch dem Mädcheturnen die Wege ebnete, zugleich auch auf derselben Linie literarisch hervortretend. Auch in den übrigen deutschen Staaten kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überall mehr oder weniger großzügig das Mädcheturnen zur Entwicklung, das heute zu einem so wichtigen und wertvollen Faktor des gesamten Turnwesens geworden ist. Man wird daher gern jener tatkräftigen Männer gedenken, die trotz mancher Ungunst der Verhältnisse und oft reichlichen Vorurteilen unverzagte sich als Bahnbrecher für den Frauensport einsetzten, das so in langem geschichtlichen Werden zu einer erhabenen Wohltat für das Volk und die Volksgesundheit geworden ist. P. Martell.



Modernes Sportmädchen im Rhönrad



Deutsche Eisläuferin um 1600
Aufnahmen: Martell (4) Ansmann-Archiv (1)
Edith Boeck (1)



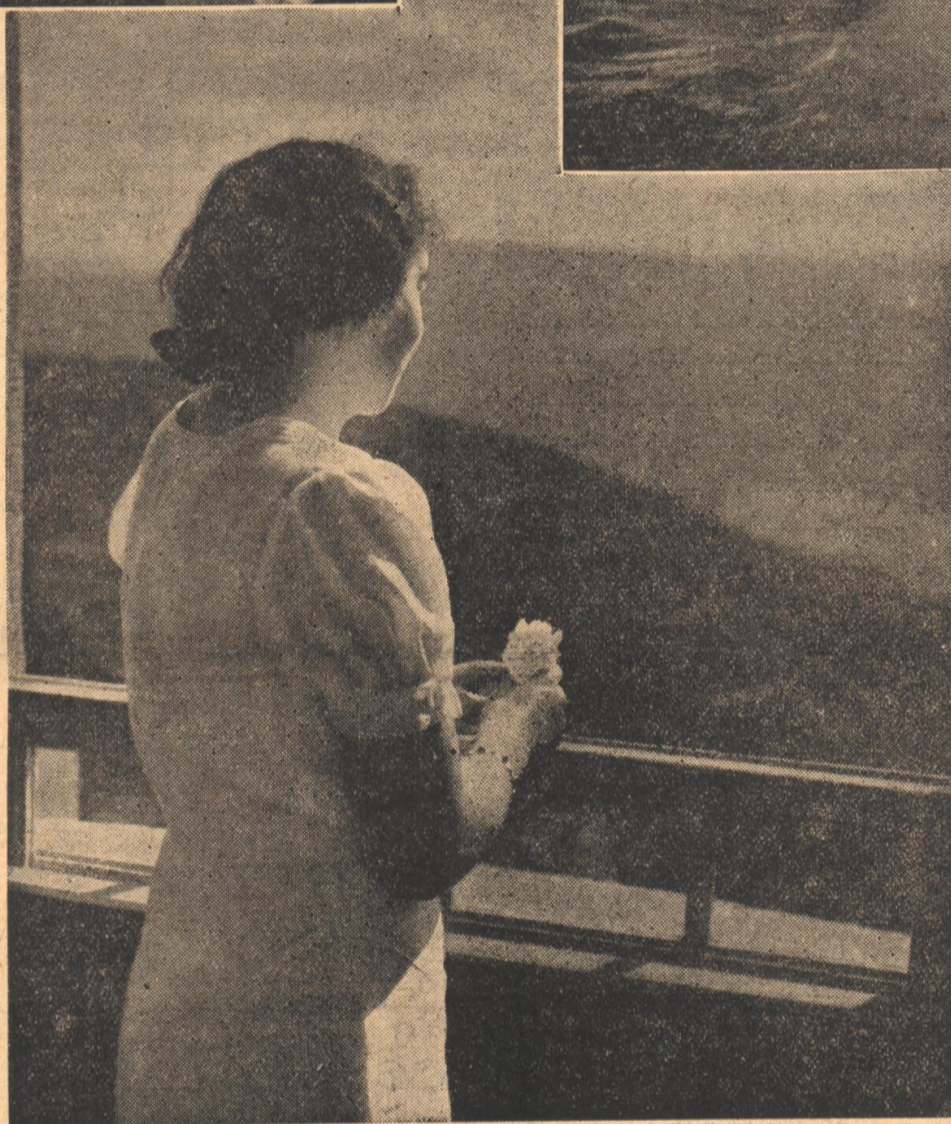
Kumpels warten bei Schichtbeginn auf den Förderkorb



Segelregatta auf dem Bodensee

Künstlerin mit der Kamera

Anne Winterer
zum
Gedächtnis



Blick vom Merkurturn bei Baden-Baden
Aufnahmen Anne Winterer (5)

Das Photographieren gilt heute noch bei vielen als eine rein technische Handfertigkeit, bei der es vor allem auf die Güte des Apparates und auf die notwendigen technischen Vorkenntnisse ankommt. Natürlich ist beides notwendige Voraussetzung, aber darüber hinaus weiß der wahre Kamerakünstler in seine Bilder doch soviel persönliche Auffassung hineinzulegen, daß seine Bilder wirklich zu kleinen Kunstwerken werden. Gerade bei unsrerer, in diesen Tagen leider allzu früh verstorbenen, Mitarbeiterin Anne Winterer war dies in hohem Maße der Fall. Schon die Auswahl der Objekte verrät immer wieder den künstlerischen Blick und den Willen zum eigenschöpferischen Werk. Mit der Behutsamkeit eines Malers spürte sie den Schönheiten der geliebten Landschaft nach und mit dem untrüglichen Instinkt eines wahren Künstlers der Kamera belauschte sie die Menschen bei der Arbeit des Alltags und bei frohen Feiern.



Bauer im Hegau bei der Ernte



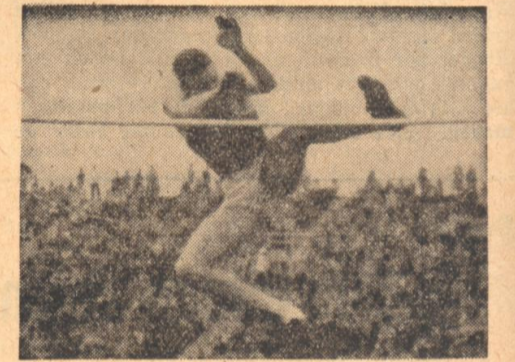
Schwarzrödmädchen in Sonntagsstaat

Ein Mann 2 springt Meter hoch

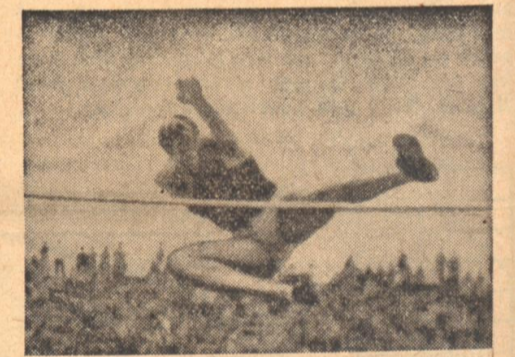
Eine der erstaunlichsten Leistungen der modernen Athleten stellt zweifellos der Hochsprung dar, bei welchem die Springer oft genug aus eigener Kraft mehr als ihre eigene Körpergröße überspringen. Freilich bedarf es dazu einer ausgefeilten Technik, wie unsere Bilderfolge von einem Zwei-Meter-Sprung des kalifornischen Studenten Delos Thurber, des besten weißen Hochspringers der Welt, zeigt.



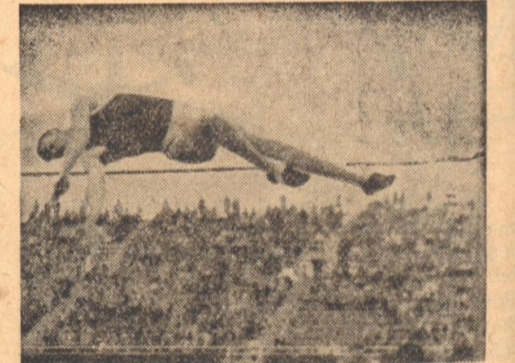
Thurber steigt hoch



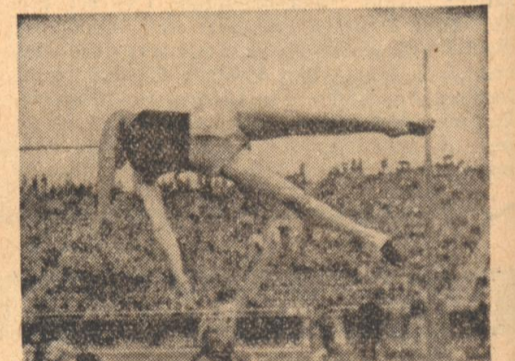
Das linke Bein vor!



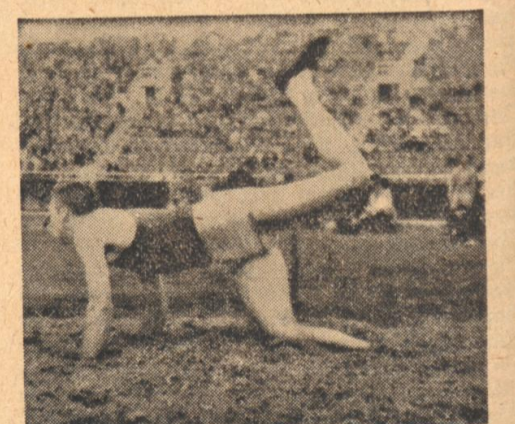
Den Körper nachgerissen



Die berühmte kalifornische Rolle



Kommt er glatt zu Boden?



Federnd landet der Körper auf dem Boden
(Aufnahmen Pressephoto)